

**Uebersicht:** Aus dem Sentsitzberge. (Fortsetzung.) — Adolph Selmann's Untersuchungen über das Abfingergelb. — Literatur und bildende Kunst.

### Aus dem Sentsitzberge.

Von J. v. Fiskul.

(Fortsetzung.)

Das heimelige Weißbad bildeten bequemen Ausgangspunkt für alle Excursionen im Gebirge. So ist die letzte Station der Kultur- wie auch der Schwelche des Alpinismus. Wir wollten von hier aus den interessantesten Weg vorzeichnen, den man zur Besteigung des Sentsitzgipfels wählen kann, überhaupt eine der vorzüglichsten Touren in den schweizerischen Alpen. Wir wählen, um rasch eine anständige Höhe zu gewinnen, den ziemlich steil ansteigenden Pfad, der zum Wildfischl empor führt, das in der Felsenkette des weissen Sentsitzzuges an deren nordöstlichem Ende liegt, doch über dem vordem Schwandbühl und gerade gegenüber der Ziegelalp. Der Fichtwald reicht ziemlich bis in diese Höhe hinauf, verläßt uns aber hiesig die ganze übrige Tour. Die Baumregion erscheint überhaupt in diesen Bergen weit unter die Grenzen ihrer vegetativen Möglichkeit hinuntergedrückt. Ihre obere Grenze wird im Mittel 4700' über Meer nicht übersteigen und reicht in sehr kalten Jahren nicht einmal bis zu dieser Höhe, während sie in den mittleren Schweizeralpen durchschnittlich 5500' über Meer erreicht. Die isolirte und allen Unbilden der Witterung ausgesetzte Lage des Alpinismus, sowie sein überaus scharfer Ausfluß bedingen dieses Zurückweichen des Fichtwaldes. Auch besteht er weder Föhnen noch Avena, die in einigen südlichen Localen bis in eine Höhe ansteigen, die ziemlich der des Sentsitzgipfels entspricht. Nur sehr selten sieht man hier den Fichtwald in Krumm- und Zwergholz sich erstrecken, in der Regel hört er plötzlich in einer Höhenlinie auf; auch die Strauch- und Buschvegetation erscheint dann sehr reducirt und verkümmert. In den Felsen, die das geeignete Plateau der Ebenalp tragen, sind sehr große Höhlen, in denen einer eine Grottenkammer, in der benachbarten von dem heiligen Michael geweihte Grotte, das „Wildfischl“, steht; letztere Höhle führt schräg aufwärts durch den Fichtstod, und gewährt bei ihrer obern Mündung auf gekammter Alp der Ueberfluthung eines herrlichen Fernblicks über den Bodensee und die denselben umgebenden Lantischäfer.

In früheren Zeiten mochten diese Höhlen den wilden Thieren eine willkommene Zuflucht bieten, und noch in den jüngsten Zeiten hat man in ihnen ein halbes Stüchgebiß gefunden. Gegenwärtig beherbergt der „Wallbinder“ hier viele Fremde, die sich in seinem hohen Schwalbenneße gar behaglich fühlen. Der letzte Bruder nahm vor ein paar Jahren ein schauerliches Ende. Der dem Suchen geübte, das die jähren Felsenwände über dem Schwandbühl verläßt, sammelte er Laub, glitt aus und zerfiel im Gestein. Sein Schatten spukte während des ganzen Spätherbstes in der verlassensten Kammer, respective in den Köpfen ihrer Besucher.

Vom Wildfischl führt ein beinahe einmündiger schmaler Pfad an den jähren, aber gradebreiten Hängen unter dem Felsenkette des Schafels auf die Altnalp. Der Weg kann für gefahrlos gelten, obgleich ein Felssturz und Ausgleiten den Sturz in das tief unter dem Fuß liegende See-Alpthal zur Folge hätte; jedenfalls ist er hochinteressant und eröffnet bereits eine reizende Perspektive ins Innere des wilden Gebirgsdörfes. Am gefährlichsten ist er bei starkem Abhang für die mit schwachen Fernsichten beladenen Wildbeute. Wir beinahe unüberwindlicher Gewalt segt der wüthende Südwind an der lahlen Bergkante hin, und dem Träger bleibt oft nichts übrig, als sich nach auf den Felsen zu legen und festzuklammern. Von sechs solchen Männern, die nentlich mit Heubünden des Weges zogen, mußten vier ihre Bündel dem Sturm preisgeben, der dieselben ins See-Alpthal hinunter schleuderte; der fünfte rettete nicht als das Geseil und dem höchsten gelang es mit sehr äußerem Anstrengung seine zerzaunte Last zu verhebeln und zu bewahren. Trotz ihrer Steilheit wird doch die Altnalp mit Röhren besetzt, die Hauptnahrung aber wird durch Ziegen und Schafe gewonnen. Der Jäger trifft hier auch vereinzelte Bärchen des wunderhübschen Steinbühns in den Alpenweiden an.

Auf dieser Alp wurde, so erzählt die Sage, der beste „Voder“, d. h. Sängers und Jockers, des Landes auf eine merkwürdige Weise gebildet. Ein Senn, der die Altnalp bewirtschaftete, hatte einen schönen und stinken „Handbuben“, den er unermesslich strengte hielt, bei dem geringsten Versehen arg mißhandelte und nur mit der allerhöchsten Altpflicht nährte. Eines Herbstes fuhr der Senn mit den Röhren zu Thal und

besah dem Handbuben, am folgenden Morgen auch die Schweine und Ziegen nachzubringen. Dieser versprach es und sammelte Abends noch in den obern Klippen seine Geigen, um in der Ferne abzählen zu können. Wie er sich aber der Altpflicht näherte, um sein Nachfolger zu suchen, sah er zu seinem größten Erstaunen fremde Männer in auf-fallender Tracht ein- und ausgehen, und durch die offene Hüttenküche bemerkte er, daß der Milchfessel über dem Feuer hing und die Kücherei im besten Gange war. Zunächst wich der Jäger zurück und wollte sich in dem leeren Stalle eine Nachterberge breiten, als einer der Fremdlinge auf ihn zukam und ihm freundlich zusprach, sich nicht zu fürchten und zu ihnen in die Hütte zu kommen. Er sagte bald Vertrauen, trat an den Herd und erhielt aus dem Kessel so köstliche Alpenmilch, wie er nie zuvor gegessen. Er sättigte sich und setzte sich auf den Heuboden zur Ruhe. Die fremden Männer aber haussierten die ganze Nacht fort, wachten den Buben am Morgen und legten ihm freundlich die Frage vor, ob er am liebsten schön „ledern“ (d. h. singen mit Gejodel), oder schön „zaunern“ (d. h. jandzen), oder schön „wiehelen“ (d. h. den Röhren rufen) möchte. Der Knabe meinte, er habe keine Stimme dazu, wählte aber doch das erste, worauf einer der Männer ihm in jedes Ohr einen Finger legte. Da sank der Knabe in Ohnmacht und als er wieder erwachte, war alles Fremde verschwunden. Er glaubte, bloß geträumt zu haben, und trieb sein Vieh rasch zu Thal.

Schon mehrere Tage war er wieder zu Hause gewesen und hatte das Geseite beinahe vergessen, als er einmal unter den Röhren hand, die das letzte Herbstgras abtrugten, und ihm plötzlich eine mächtige Bergkette anwandte, recht aus Herzensgrunde zu jandzen. Aber siehe, sein Jandzen wurde Gesang und immer schöner und immer gewaltiger frömte dieser von seinen Lippen. Alles Vieh sammelte sich um ihn; die Nachbarn horchten auf, die Vorübergehenden blieben stehen — so wunderbar schön hatte noch Keiner gesungen. Der Knabe wurde bald der Liebling aller Leute und man pries seine Kunst aufs höchste. Da kam auch sein ehemaliger Meister, der böse Senn, zu ihm und wunderte sich des Tinges und hörte nicht auf zu fragen und zu forschen, wo er solch ein Voden gelernt habe; bis ihm der Knabe alles erzählte. Da konnte man etwas verstehen. Daß der Senn ihn da so doch noch das Sennengeseite auf der Alp holen muß, weil ich mir von den fremden Gästen aus etwas ausbitten. Er ging — und kam nicht wieder. Seine forgotten Lieder hörten den Buben, auf Altnalp zu steigen und nach dem Meister zu sehen; aber wie ersah der Knabe, als er umher die Hütte den geschundenen Leichnam des Senns am Boden liegen und auf dem Hüttenbänke die Haut desselben zum Trocknen ausgepannt sah. Pöbel eilte er wieder nach Hause und erzählte das gräßliche Ereignis. Als aber nachher eilte bekehrte Männer wieder auf die Alp gingen, um den Leichnam zu holen, war keine Spur mehr von demselben zu entdecken. Dem Knaben aber blieb die Gabe des wunderbaren Gesanges sein Leben lang.

Von Altnalp wird die östliche Bergseite weiterhin gar ungangbar, da sie in beinahe senkrechten Felswänden abfällt. Der Weg wendet sich daher durch den Einschnitt des Sattels ober der „Kude“ auf die Westseite des Bergzuges. Hier verändert sich plötzlich die gesammte Decoration. Während man bisher das lachende See-Alpthal zu Füßen, grüne Grasabender neben und den offenen Stod des Sentsitzdörfes vor sich hatte, liegt jetzt in furchtbarer Tiefe die Wetteralp unter uns, gegenüber der grünen Krenberg und hinter ihm das Gegenüber Hügelgland, der See und das Schwabengau, — aber der Fuß streift auf samalen Oertern an lahlen felsigen Hängen hin, über Blöße und Geröll. Nur eine Stelle ist hier einigermaßen gefährlich, wo der Wanderer am abhülligen Rande des Abgrundes eine Strecke weit über das unter seinem Fuß fortrollende Gestein hinführen muß. Ein guter Stod oder eiliche feste Sprünge helfen aber rasch hindurch. Der Wanderer tritt mitten in eine Stätte des Schreckens, der Verwüstung. Soweit das Felsband des sogenannten „Steinbühns“ reicht, ist es lahl, von den hiesig sich lösenden Felsplittern oder von faulen Schiefer und rafenloser Thonerde lössend bedeckt. Auf dem Bergzuge steht ein wunderliches Gebilde, das „Tcheli“, ein gewaltiger oberschießender Felsenkopf, weit ab und hängt ins Thal. Zwischen ihm und der Bergwand durch zieht sich der Weg in die Höhe und senkt sich dann in die Mulde der Tscheligen, in der zur Zeit der Schneefälle oder bei lang andauerndem Regen sich die Wasser der Felsenläufe zu einem See-lein sammeln.

In dieser Schale, die mit weicher fetter Mergelerde bedeckt ist, finden sich sogenannte Schwärzdiamenten, d. h. Bergkristalle von Kristallergasse, die mit besonders klarem Schöne leuchten, kugelförmiger Schneeflocken,

regelmäßig kubischer brauner Leberstein, lauchgrüner Flußpath; durch den Trichter soll man tiefer in den Berg hineinsinken können und einen unterirdischen See so wie fontane Beckenisse finden. Ich habe es nie versucht. Die ganze Umgegend des Schilf ist eine reiche Fundgrube mineralischer Mariäden, es besteht selbst fast nur aus Versteinerungen, und die Wände des Gebirges, wie das an ihnen lebende Geröll, stücken voller Petrefacten, besonders Nadelsteine, Jakobsmuscheln, glatte und gestreifte Anemonen, Manteliten, Seelentien u. dgl., aber hiezig verschiedene Muschelarten, deren Originale größtentheils nicht mehr lebend vorkommen. Wie hoch müssen einst die Wogen des Meeresan aufgestanden sein, um hier, 6800 Fuß über dem jetzigen Meerespiegel und 3500 Fuß über dem Thalgrunde, an den Jünnen des Gebirges ihre Muscheln abzuquegen!

Es herrscht eine drückende Einsamkeit und Ruhe auf diesem Hochalpenfeller, die doppelt fühlbar ist, da alles Grüne fehlt. Und doch ist dieses Revier nicht ganz ohne Leben. Bergdohlen freischen gerne am hohen Rammne hin, Gamsvögel schlagen in der Nebelgrube häufig ihre Nachtquanten auf, und selbst einen weißen Alpenhasen scheuchten wir zwischen den Wäldern auf, der arme Keel! Er reiste mit dem Hühnerfisch im After noch fluchtbeissen an den Helsen hin, als sich schon eine Dohlenkacke, durch die blutige Fährte angeleitet, über ihn hermachte und ihn zu Tode qualte.

Wenn man vom Thale aus oder aus der Ferne diese Sentidarme aufsteht, so sollte man es nicht für möglich halten, daß auf dem eben von uns bezeichneten Höhenweg von dem Altsenapfartel bis zur Nebelgrube ein menschlicher Fuß vorkommen könnte. — So festsich und pfadlos sieht sie aus. Von der letztern an hört freilich die Gangbarkeit wieder Bergsteige wieder auf und der Wanderer muß sich durch einige Felsenriffe des petrefactenreichen „Muschelberges“ ziemlich mühsam auf eine Einsattelung des Rammes hinaufarbeiten. So steht er wieder auf der östlichen Flanke des Amnes und zwar auf dem grünen Schängen jener früher bezeichneten Bergkamm des Rammes und seiner Fortsetzungen.

Solche rauhe und totale Landschaftswechsel sind reizend und erschreckend zugleich. Sie werden selbst in dem prosaischen Manne eine unumwundene ästhetische Laune. Man düst sich den Geheimnissen des Gebirges abgerufen zu sein, fühlt sich mit himmlischen Begegnen ein freier Mensch in Gottes freier Welt. Doch habe ich auch öfters bemerkt, daß dieser eben geschilderte Berggang auf unvorhergesehene Grünsätze führen zu übermächtigen und niederdrückenden Einbrüchen auswärde. Mit afschmelz, entstelltem Gesichte folgte ein Kamerad; er war zu seinem Worte zu bewegen, bis er später breite, grüne Alweide unter dem Fuße sahste, und fand seinen Genuß erst im Thale wieder.

Zu mäßiger Steigung den leichtgeschwungenen Sentidarme folgend, vor sich das herrlich thronende Ziel, verfolgt der Wanderer seinen Weg bald über grüne Grasplanen, die indessen immer feltener werden, bald über zerfessene Schratentfelsen unter der „hohen Niedere“, dem Hühnerberge und dem Geyrenspiz hin. Alle diese Partien sind flach und fast und einsam, höchstens daß man ein Völkchen Schneehühner emigen Laufes die Helsen hinansehen sieht. Endlich gelangt er nun fast abgedachten, oft nachbarlichen „blauen Schnee“, der breit und höher von der Nordseite des Sentidarmes herunterhängt. Die Passage ist hier nicht selten etwas schwierig und das Fortkommen auf der steilen, glatten Fläche für angängliche Füße nicht practicabel.

Wo sich heute dieses breite Schneefeld ausdehnt, dichtet die Sage in alter Zeit die fröhliche „Grünalp“. Die nämliche Sage ist ihren Grundzügen nach die Mutter einer reichen Sagenfamilie, deren Glieder in allen Theilen der Schweizengebirge wieder zu finden sind und sich ähnlich sehen wie ein Ei dem andern. Jedemal bewohnt die Alp, heiße sie Grün- oder Blümlialp oder „Brenelid Gärtili“ oder wie sonst, ein junger Mann, der seine Natur verschwenkerisch bewirthet, ihren Weg mit Belag belegt (nato genug, statt einem Koth von der Hirtin wegzufahren) u. s. w., seine Mutter aber rathlos von sich höst und darben läßt. Zur Strafe für den Frevel folgt ein Bergbruch und gewaltiger Unwetter, das Senn, Braut, Vieh und Alp unter Fels und Eis begräbt. Die einzelnen Sagen modifiziren sich mehr oder minder nach dem Localen, doch nicht zu ihr Unkenntlichkeit. Unter dem „blauen Schnee“ läßt jeden Sonnabend der verschüttete Senn einen „Zaner“, die Nichte einen „Blegg“ (Schrei), der Hund einen „Bell“, die Schellenfah einen „Blaar“, der Stier einen „Brell“ und die Schelle einen „Glang“ ertönen.

Von dem ebenen Nande des Schneefeldes erreichen wir mit einigem Klettern bald das „Hotel du Sentid“, d. h. die kleine am Fuße der obersten Gipspyramide liegende Hütte, in der dem Sommer über ein Bauer wohnt und den Gästen ein schmales Heulager, ein Glas Wein und ein Stück Käse und Brod bietet. So klein der Winkel ist, so begrüßt doch der Wande-

rer nach vierstündigem Marsche durch chaotische Wälder mit unumfärllichem Jauden diese menschliche Wohnung, unter deren Dache seiner eine beweihe werthe Kofthütte, oft ein gemüthlicher Abend und ein erquickender Trunk wart. Das Holz ist hier fast ein fremdartiger Korus geworden und wird über vier Stunden weit von der See-Alp heraufgetragen, (Schluß folgt.)

## Adolph Holtmanns Untersuchungen über das Nibelungenlied.

Ch. Sch. Es ist allbekannt, daß besonders wir Oesterreicher außer dem allgemeinen ästhetischen noch ein specielles Interesse am Nibelungenliede haben. Oesterreich ist zwar für dasselbe weder das Athana der Deyffe noch das Treiserfeld der Ilias, wohl aber der Schauplatz für den Durchzug und die Handlung des zweiten Theiles jenes großartigen deutschen Epos. Die in tiefes Dunkel gehüllte Frage um die Entstehung und ursprüngliche Gestalt des Gedichtes schien gelöst, seit Kachmann es in prägnant für sich bestehende Lieber zerlegt und so die Frage über den Vichter desselben beseitigt hatte. Der Zug unseres Zeitalters nach Gleichung und Trennung hatte allmählich auch auf die Philologie seine notwendige Wirkung; man darf in dieser Beziehung nur an Wolf und Kachmann erinnern. Aber die Negation, so unbestreitbar notwendig und wohlthätig sie innerhalb ihrer natürlichen Grenzen ist, sollte sich nie über diese hinaus bis zur Verdrängung alles Positiven erheben. Sie gibt dann einer wieder notwendigen Reaction die gefährlichsten Waffen in die Hand und den Schein eines großen Rechtes, als sie je selbst sich genommen. So ist gegen Kachmann in Beziehung auf die Nibelungenfrage Adolph Holtmann, der als verdienter Forscher und Sandkritiker bekannte Professor der deutschen Literatur zu Heidelberg, zwar reagierend aber mit berechtigter Grundsätzlichkeit aufgetreten in seinem Werke: „Untersuchungen über das Nibelungenlied“ (Stuttgart, Adolph Krabbe 1854). Grundsätzlich tritt dadurch die literaturhistorische Frage in ein neues Stadium, und indem wir hier die Resultate dieser neuen Forschungen durchgehen wollen, gelte als Grund dafür einerseits die Wichtigkeit der Sache besonders für Oesterreich, andererseits das bescheidene Stillschweigen über das Werk selbst, worin übrigens, da es gebührend auftritt, in diesen literarischen Zeitschriften gerade eine Empfehlung liegt. Das scheint es geboten zu sein, noch vorher auf die Geschichte des Bekanntwerdens dieses deutschen Heldengedichtes einen raschen Blick zu werfen.

Nach im Ende der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gehörte die Kenntniss von dem Vorhandensein eines altdeutschen Heldengedichtes, das sich der Nibelunge Not nenne, zu den seltenen Kenntnissen. Während Johann von Müller früh prophezeite, das Gedicht könnte die Ilias der Deutschen werden, verwies es der große Preussenkönig noch als „alte Schabader“, aus seiner Bibliothek. Sedmair war der Erste, der das letzte Drittel des Nibelu unter dem Titel: „Griemhildens Raub“ 1757 zu Zürich herausgab. Es wurde meist nur als Genußstück betrachtet. Daher dauerte es bis 1782, bis v. Müller in Berlin das Ganze erscheinen ließ. Charakteristisch dieser Weise wies er die Zeit der napoleonischen Fremdherrschaft günstig auf das Bekanntwerden des Gedichtes, und von da an wehrten sich die Ausgaben, unter denen die von v. d. Hagen, Zeune, Vollmer und Kachmann zu nennen sind. Zugleich erschienen von Hagen, Rott u. A. eine Reihe von Monographien über diesen Gegenstand, und man rieth bald auf diesen, bald auf jenen Verfasser; Candidaten dafür waren nicht nur Wolfr von der Edelweide, sondern sogar auch die ganz mythischen Krieger und Dichtungen. Diesen Zweifeln stellte Kachmann ein Ende. Schon frühe, 1816, erschien seine Schrift: „Ueber die ursprüngliche Gestalt des Gedichtes von der Nibelunge Not“, sechzehn Jahre vor dem Jahre zu Jahr durch neue Belege seine Behauptungen zu unterstützen, und gab 1826 eine kritische und 1840 eine Prodratungsbote der „zwanzig Nibelu“ heraus. Die Kehrseite seiner Untersuchungen war: Das Nibelungenlied in seiner jetzigen Gestalt ist eine Zusammenfügung aus zwanzig Nibelu, deren letzte Fassung im 1210 (in der Münchener Handschrift) mit zwei Nachbarungen (in der St. Gallener und einer Hohenheimer Handschrift) noch vor 1225. Die „Nibelungen-Klage“ nimmt Kachmann als die Umarbeitung eines älteren strophischen Volksgedichtes (gegen 1200 erfolgt) an, das selbst aus Nibelu oder unter den Nibelungen zusammengefügter worden sei. Eine Abweichung dieser Nibelu von unserem Gedichte in manchen Stellen ist wahrlich kein Wunder. Dem Sammler und Ordner der Nibelu, wie sie uns als scheinbares Ganzes vorliegen, mißt der Kritiker keine Bedeutung bei und kümmert sich darum auch nicht viel über dessen Unbekanntheit. So Kachmann.

Holtmann charakterisirt dessen Lehre in der Vorrede als eine solche, die sich von Anfang an dazu bekante, mehr auf dem geordneten Gefühl

als auf Gründen des Verstandes zu beruhen.“ Er gelangt schließlich zu andern Resultaten, die nun hier aufgeführt werden sollen.

Wahmann'schillerische ist der Text. Er hatte die Hohenemser-Mündner Handschrift als ältesten und besten Text zur Grundlage seiner Forschungen gemacht. Seine Lehre, meint Holymann, scheitert noch nicht, wenn auch jener Text der älteste und richtige sei, falls aber notwendig, wenn er es nicht sei. Holymann sagt nun mit untrüger Sicherheit und auf die klarste Weise, daß nicht die genannte, sondern gerade die von Wahmann gering geschätzte Hohenemser-Lagbergische Handschrift den ältesten und echten Text berge, und stellt somit Wahmann's Satz auf den Kopf. Er legt das Alter dieser Handschrift nicht über das Jahr 1190; wenig an Alter gebe ihr die letzte (22.) aufgewandene Handschrift des vom Wallersteinischen Godes (mitgeteilt von Freiherrn von Hefelberg) nach, so daß die für jeden Freund der Literatur erfreuliche Hoffnung Raum gewinnt, die Lücken der Lagbergischen durch den Text dieser Handschrift ausfüllen zu können.

Die Untersuchung der Reime und des Versbaues führen zur Ansicht, daß das Gedicht in der vorliegenden Gestalt um 1200 entstanden, in ihm aber ein Werk von beträchtlich höherem Alter umgearbeitet sei. Ebenso die Untersuchung der Sprache.

Nun führt Holymann historische Zeugnisse auf und beweist, daß das Gedicht bereits im ersten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts bekannt war. Zugleich für Österreich wichtig ist von den Göttern, welche Holymann beibringt, eine Stelle aus dem lateinischen Kelteliren des Tegernseer Mönchs Metellus auf den heiligen Virgilus. Er spricht von dessen Weisheit, „welche enthält das Obenstehende, herrlich durch den Gekraus, berührt durch ein bei den Deutschen gepriesenes Gedicht“ (*carmine Teutonibus celebratissimo*), durch die Stärke des Grafen Reger oder des alten Tetrarchus.“ Hierin ist die Gegend von Bechelen gemeint; in Reger und Tetrarchus lassen sich, ohne viel Mühe, Rüdiger und Dietrich von Bern erkennen. Metellus schrieb um 1160. Oben so wird in einer Begebenheit, die ungefähr auf 1131 fällt, Grimhildens Säge „speciosissimi carminis contextu notissima Grimhilde ad fratres perfidia“ genannt. Ein Gedicht, das um 1160 „carmen Teutonibus celebre“ und um 1130 „carmen speciosissimum“ (unübersetztes Gedicht) heißt, war also gewiß schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts bekannt. Damit steht fest, daß unsere Nibelungen ein älteres schriftliches Gedicht voraussetzt. Auch von der Nibelungen-Klage erzählt der Verfasser, daß die Grundansicht der Sage um Liebe mit ihr dieselbe, daß die Quelle der Sage und die Grundlage der Nibelungen ein und dasselbe Gedicht sind. Dies ist sehr wichtig, denn wird nun die Klage mit dem Liebesepos verknüpft, so läßt sich mit ziemlicher Sicherheit bestimmen, was der jüngere Dichter des Liebes und dem älteren Gedichte genommen oder weggelassen, was er hinzugefügt habe. Zwar kann das alte Gedicht nicht mehr hergestellt, aber doch sein Inhalt ziemlich genau angegeben werden.

Nach diesen gründlichen Vorarbeiten führt Holymann an den interessantesten Abschnitt seines Buches. Er führt darin den Beweis durch, daß der Verfasser des älteren ursprünglichen Liebes sein Anderer ist, als Konrad, der Schreiber des Bischofs Pilgrim von Passau. Und mit welchen Gründen? Nur mit einem Hauptanhaltspunkte, der bedeutend genug, auch von wichtigen darauf bezüglichen Thatfachen gestützt wird.

Dieser ist das Auftreten des Bischofs Pilgrim selbst als handelnde Person sowohl in den Nibelungen als in der Klage. Da Pilgrim 970–991 Bischof von Passau war, durch welchen außerordentlichen Ansehensmännchen soll er, der, obgleich kein unbedeutender Mann, von spätem Geschichtsschreibern fast nie genannt wird, in die Zeit der Sage, die Zeit Attila's zurückgeführt und zum Verwandten burgundischer Könige gemacht werden sein? Auch Wilhelm Grimm (Gedensage, S. 345) hat daran Anstoß genommen, und die „ohne innere Veranlassung unternommene ungeschickte Einmischung dieser Person eigenmächtig und gewaltsam durchgesetzt“ genannt. Sie dürfte, sagt er bei, nicht als wahrhafter Theil der Sage betrachtet werden. Wie kam also dennoch Enal unter die Propheten? Holymann gibt darauf folgende Antwort:

Pilgrim kam in vielfache Berührung mit den Ungarn, die zu seiner Zeit durch den ersten Babenberger aus Österreich verbannt wurden, und hatte sogar die Würde eines Bischofs von Oberungarn. Was lag ihm näher, als daran zu denken, die Geschichte der Kämpfe der Ungarn (die damals mit den Hunnen für identisch angesehen wurden) gegen ihren mächtigen Feind, Orte den Großen, ablassen zu lassen? Zutreffend ist nun die Nachricht eines bairischen Schriftstellers Hund von Salzano's aus dem 16. Jahrhundert, daß Pilgrim einen deutschen Dichter (*versificatori germanico cuiusdam auctor fuit*) veranlaßt, das er rhythmisch die Thaten der damals nach Österreich über der Gans einwandernden und die ganze Nachbarchaft weit verheerenden Aaren und Ungarn verdrängte (ut — celebraret) und wie diese Völker von Otto dem Großen aus dem Lande vertrieben worden seien (*prospulsi sunt*).“ Die betreffende Handschrift, die unmöglich eine der Hand-

schriften unseres Liebes gewesen sein konnte, hatte Hund selbst im Beizge gehabt und der Bibliothek des Herzogs von Baiern übergeben. Das Vorhandensein einer solchen Geschichte wird durch die ungarische Chronik des Simon Rega aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts bestätigt, in welcher in sehr verworrenen Worten Egel, Dietrich von Bern, Grimhild und als Egel's Sohn Haba (vermutlich aus Hagen entlehnt) vorkommen. Und wieder merkwürdig zutreffend zu diesen Angaben der Chronik ist der (im ältesten Texte zweifelhafte) Schluss des Liebes, wo der letzte Umrarbeit des Gedichtes erzählt, daß er hier schließen wolle, ohne weiter vom Begraben und dem Befragen der Gefallenen und den späteren Schicksalen des Hunnenvolkes zu berichten. Er hatte also noch die Klage und ein weiter fortzulegendes Werk vor sich!

Zur Schätzung dessen trägt der Umstand bei, daß der Dichter an der Donau größere Ortskenntnis zeigt, als am Rhein. Zudem nennt der Dichter nur solche Orte, die zum Bistum Bistum gehören, denn der Weg von Worms bis Bising oder Wehring unterhalb Ingolstadt wird nur kurz angedeutet, und von da an erst werden bis Weiskirchen die Hauptpunkte benannt. Der Dichter kennt diese Orte wenigstens theilweise aus eigener Anschauung. Nur die Erwähnung der „hat je Wien“ als einer reichen Handelsstadt kommt im 10. Jahrhundert noch häufig nicht häufigen. Sie ist wohl von dem letzten Bearbeiter eingeschoben worden, wie besonders die betreffende Stelle der zweiten Erwähnung der Stadt mit inneren Gründen darthut. Im Zulu wird Grimhild von Egel empfangen und werden feste begannen, da wird das Zeit unterbrochen und plötzlich nach Wien verlegt, wo nun die siebenjährige Hochzeit gefeiert wird. Österreich wird ferner als eine ungarische Mark dargelegt; wie könnte ein Dichter um 1200 einen solchen Einfall gehabt haben? Eine ebenfalls wichtige Selbstbezeichnung gibt die Erwähnung der Pestidenen, eines tartarischen Volkes, welches im 9. Jahrhundert an der Donau erschien und im nächsten Jahrhundert im Dienste der Ungarn die Grenze gegen Deutschland benachzte. In unserm Liebes sind die als treffliche Begnadigten geschildert, die mit ihren Pfeilen den Vogel in der Luft treffen, wonach sich vermuten läßt, daß der Dichter sie aus eigener Anschauung kannte; das war leicht möglich, wenn Konrad den Bischof auf die Exzellen in Zulu und Mentoren (Mentoren) begleitete.

Vom Kloster Pösch, welches im Liebes als eine reiche Fürsten-Abtei genannt wird und hoch im Osten steht, spricht Holymann ebenfalls nach, daß es zur Zeit der Chronik in hoher Blüthe stand, um 1200 aber lange schon seine Bedeutung verloren hatte. So berechtigten äunere Zeugnisse und innere Kennzeichen den Verfasser, als erwiesenen Satz anzunehmen, daß Konrad, der Schreiber des Bischofs Pilgrim von Passau, nach 970 und vor 984 das deutsche Buch geschrieben habe, welches der Dichter der Klage vor sich hatte und welches die Grundlage unseres um 1200 entstandenen Liebes der Nibelungen wurde! — Daran knüpft Holymann eine interessante Bemerkung. Jedem, auch nur oberflächlichen Kenner der altdeutschen Literatur wird die Lücke aufgefallen sein, welche im Gange der Literatur-Geschichte gerade zur Zeit der Ottonen, der Blüthezeit unseres nationalen politischen Ruhmes, sich zeigt. Sollte wirklich die Blüthe unserer Literatur, früher wie auch zu Anfang dieses Jahrhunderts, immer nur in eine Zeit politischer Erniedrigung und Schmach fallen, und das Gleichniß von der Woge auf uns angewendet sein? Wie Holymann geizigt, war dies nicht der Fall im 10. Jahrhundert, wo die Grundlage unseres größten nationalen Epos entstand und an welches noch manches Andere sich angeschlossen wird. Zwischen die carolingische und schwäbische Periode der unsrer Poesie wird bald auch eine schätsische einzurücken sein.

Von Konrad weiß der Verfasser sehr wahrscheinlich nach, daß er ein schlechter, mit gelehrter lateinischer Bildung — ein Glück für die deutsche Sprache! — nicht ausgerichteter Mann gewesen sei. Er setzte seinem Herrn, dem deutschen Bischofs, ein großartiges Denkmal dadurch, daß er ihn in der bekannten Weise in sein Werk handelt und redend aufnahm, und Niemand wird dem Förderer der deutschen Sprache wider diesen Ehrenplatz missgönnen wollen. Bezüglich des Verhältnisses Konrads zum Rünberger spricht sich der Verfasser dahin aus, daß beide eine und dieselbe Person sein könnten, und daß der Rünberger bei Einig ein geeigneter Wohnort für ihn wäre. Auch mag nicht unbemerkt bleiben, daß, wenn Konrad seinem Herrn ein Denkmal setzte, er sich selbst in dem mit besonderer Vorliebe hervorgehobenen lebensfrohen Sänger Vetter von Alze geschildert haben mochte.

Es mag mit gestattet sein, daran — selbstverständlich mit geistiger Weichenbreite — eine Bemerkung zu knüpfen, von der ich mich wundere, daß Holymann sie nicht selbst gemacht hat. Das erwähnte Alze wird nämlich wohl sein anderes sein, als jenes an der Elz in der Provinz Hainichen. Ja es nicht leicht möglich, daß es der Geburtsort unseres Konrad war und daß es früh verlor, um nach Passau und überhaupt nach Osten

zu gehen? So erklärt sich, daß im Gedichte sowohl am Rhein, als an der Donau, an letzterer aber überwiegend, Ortschaften dargelegt, daß ferner der Weg von Worms bis an die Grenzen des Pfälzer Fürstums in unserm Gedichte mit jener Unbestimmtheit bezeichnet ist, mit welcher Konrad ihn auf seiner Reise selbst kennen gelernt haben mochte. Das ist freilich eben nur eine Vermuthung ohne äußere Gründe, aber mit großer innerer Wahrscheinlichkeit.

Kernab war sehr fleißigster Sammler von Volksliedern, wie jener-  
den Nachkommen um 1190 die zwanzig Vieler zusammenbringen läßt, sondern  
in wehrer hochbedachtigster Dichter. Das zeigt Volkthum durch Bewei-  
smittel, die hier nicht weiter angeführt werden können, aus der Art und  
Weise, wie Kernab die vorhandene Volkssage benutzte und theilweise um-  
gestaltete. Seine Aufgabe, eine Gistschrift zu schreiben, läßt ihn die  
mündliche Gehalt Stiefsieds so behandeln, daß dessen wunderbare Augen-  
geheude verschwindet und außer der Zartheit die übrigen Wunder ent-  
weder überlassen oder nur aus Hörsagen dem Sagen in den Mund ge-  
setzt werden.

Das Wichtigste aber bleibt die Befassung der Helden des Liedes. Grimhilde mußte, nachdem der alte Seldungesege seine heimischen Motive — den Zorn des Herodes und die Vutrude — verloren hatte, zu einem Scharfali herabzutaufen sein, welches in unbegreiflicher Vorsehung gegen seine nächsten Verwandten wüthete. Da verstand es Konrad, an die Stelle der verlorenen neue Motive zu setzen: die Treue und Liebe des Vaters und seinen unverwundlichen Zorn gegen den Mörder des Vaters. Doch hören wir Holsmann sagen: „Grimhild verfolgt mit den einen Hagen mit begreiflichem Haß, ohne ihren Willen und durch die Verwicklungen eines grausamen Schicksals fügen Alle, die Meinen nicht ohne eigene Schuld, Weniges schultes und Verderben. So hat es der Dichter verstanden, weder den Mörder Hagens noch die Nächstin Grimhilde zu einem unethischen Gegenstande des Volkshaßes herabzukaufen zu lassen, sondern die Theilnahme für die beiden Gegner gleichmäßig zu erhalten. Er fand Gefänge vor, die ihren Mittelpunkt, ihre Seele verloren hatten; er verstand es, einen neuen Kern zu bilden, um welchen die Lieder zu einer neuen Gestalt fähiglich aufsteigen konnten; er hauchte ihnen in der Liebe der Grimhild eine neue Seele ein; es waren „Gedanken ohne Krönung, ein verflugener Wonnenschwarm“; er gab ihnen eine neue lebendige zusammenhaltende Krönung. Hierin vor Allem bewährt sich Aquas als ein tiefer Kenner, ein großer Meister. Wie kunstreich und planmäßig ist dann die Anlage des ganzen Gedichtes; wie wohl überlegt zeigt sich die Folge der Begebenheiten und besonders gegen Ende die Gruppierung der einzelnen Kämpfe. Das Interesse wird fortwährend gesteigert; und ganz dramatisch und unverwundbar, nicht durch zufällige Folge von Volksliedern, sondern durch die Weisheit eines überlegenen Geistes geordnet und mit der durchdringendsten Kunst ausgeführt ist die Erzählung vom Kampfe Künigdes und der vorhergehenden Reden, d. h. die Klage um den gefallenen Helden, die unheilvolle Bewohnung der Wöthen, wo der Weise dem Narben dem Vorworte folgt, der unzeitige Hohn Woltes und die schlecht verfaßte Kampfbegierde des alten Hildebrand, der dem beifalligen Wolfhart zuvorkommt, vor Allem aber das erschütternde Gespräch Dietrichs mit Hildebrand, und die letzten Abschiedsreden der Helden. Bis zum Schluß des Liedes sehen wir, wie Konrad einen überlitterten Stoff behandelte; in der Klage zeigt sich, wie er frei zu dichten verstand; denn das wenige Thatsächliche der Klage, was eigentlich bloß darin besteht, daß Dietrich mit Hildebrand und Herrad den Hof Hols verläßt, um in sein Reich heimzukehren, war zwar durch die Sage gegeben, aber die ganze Auffüllung ist freie Dichtung Konrads. Nun sind zwar wir uns, abgesehen vom Ganzen, und in der jüngsten Bearbeitung diese unendlichen Klagen ermüdend; aber Niemand wird leugnen, daß sie mit großer Wärme und ungemeinem poetischen Talent ausgeführt sind. Die Erzählung von der Ankunft der Trauerboten in Weidelaren ist ein wahres Meisterstück; sie flüßte in vernünftiger Uebersetzung, von einem guten Dilettanten vertragen, noch jetzt eine ergreifende Wirkung haben, und sicher ist, daß die ganze mittheilendstehe Poesie nicht sein beßte, was an Wärme, an tiefer wahrer Empfindung der Klage gleichkommt.“

Als jüngere Dichter führt Goltmann an: 1. den Dichter des *Sachsenspiegels*, 2. den Dichter des *Witzspels*, 3. den Dichter der *Klage* und 1. den Verfasser unseres *Liedes*. Ueber die zwei Ersten ist nur zu bemerken, daß sie vielleicht ebenfalls sind: als Dichter der *Klage* aber gibt Goltmann entschieden den *Rudolf* für ein *Gm*s an und zwar, daß sie einige Jahre vor 1220 (Entschluß von *Gm*s starb bald nach 1250) gewidmet werden sei. Ueber den Verfasser unseres *Liedes* ist nichts gewiß. Goltmann räth auf einen *Oderseichler*; möglicherweise könnte es auch *Walthar von der Bogenweide* gewesen sein.

Damit wäre der wesentliche Inhalt des Werkes angegeben: den Freund

mittelhochdeutscher, ja überhaupt älterer Literatur, vereinigen wir auf das Vordruck selbst. Unter Punkt II wird die Abhandlung über das *Gyos* (§ 161) noch nachgewiesen, daß die frühdeutschen Dichter ein wirkliches *Gyos* oder zusammenhängendes poetisches Sagenepos dachten, wogegen die Schriften des Vernehdens, die *Wischichte* der Konrads von dem Panden Pfaffen, die *Wischichte* des Sars Grammatikers, Bovenwyl und die *Edde* *Wendische* und entsprechend veränderte Werke sind! Auch ein eigener Sängerkreis hätte demnach bestanden. Vetterke, meint Holpmann, wollte er mit Zeugnissen der Alten entscheidend beweisen, wenn nicht „der wunderliche Wahn“ behände, daß die alten Gallier (Kelten) von den Germanen Stammesverwandten gewesen seien (Holpmann nennt die bisher gegebene Nationalität der Kelten eine „unselbständige Zergliederung und ein *Offensiv*“ und hat darüber eine Schrift vorbereitet). Der Name *seald* (Sänger) wird in altsächsischen Glossen mit *sacer* übereinst.; auch die zweite Spalte im Wortes *be-soet* (wie man es in Hildebrand) mahnt an oder ist vielmehr das Wort *soet* (*poeta*, *Wisl*, *schaffen* [imp. *suu*]). Spätere Sammler der *Wendische* dieses alten *Gyos* waren nur zwei: Karl der Große und Bischof Pilgrim von Passau. Jedem überausend herrliche Anecdote bieten diese Reclutats eines mühsamen Feldzugs der Literatur-*Wischichte*!

Das Buch schließt mit einer werthvollen Abhandlung: „die Sage“, worin eine Parallele zwischen dem germanischen Siegfried und dem indischen Karna und der sich anschließenden Sage durchgeführt wird.

Unzweifelhaft ist dieses Buch ein höchst bedeutender Fortschritt der Forschung auf dem Gebiete der altdeutschen Literatur-Geschichte und wohl geeignet, den Reichthum der Mittheilungen dieses für uns unendlich zu erhöhen. Möchte ihm darum auch, brenders auf Aufmerksamkeit und in unserm Vaterlande, an der deutschen Denkm., steigende Aufmerksamkeit zugeben werden. Goldmann aber — das ist unser patriotischer Wunsch! — möge fortfahren, sich als einen Forscher zu betheiligen, wie ihn unser durch unfähig abgehandelte Verirrungen mancher Philologen in bedeutende Verwirrung gerathene ältere Literatur-Geschichte braucht; wenigstens glauben wir, so werde fordern, wo das Mißlungenenlich genannt wird, auch sein Name zu nennen sein.

## Literatur und bildende Kunst.

Nachdem Herr Dr. Nitsche sich um die Deutschsprachigen wieder-  
mal mehr verdient hat, so verleihe auch die Lebens-  
gebierte, auf welchen sie sich bewegen, sein mochten, das beide Oribanitäten  
von Götze und von Nubne geschrieben. Die Murray ist: The origin  
and progress of the mechanical inventions of James Watt, illustrated by  
correspondence with his friends and the specifications of his patents. By James  
Patrick Muirhead in drei Bänden; der Benjamin: Memoirs of the life and  
writings of Benjamin Franklin, including selections from his correspon-  
dence, remains in two parts, and translations on various subjects.  
By John Holland and James Everett in zwei Bänden erschienen. Die  
naturwissenschaftliche Literatur hat Ausbeute aus Vereinerung  
von Scherffland aus: Herr Garby arbeitet an einem botanischen  
Weiterbuche: Professor Wollke thut etwas an einer Naturgeschichte  
von Archib. Dr. Macdonald in Verbindung mit einem Geologie  
Einbunde von Mr. Cresswell für eine kleine Geschichte  
Einbunde unter der Presse: Dr. S. Wilson hat ein Werk über gar-  
den. Sindst nicht unter Händen, aber die e besondere Beobachtungen an-  
genieße und Erfahrungen gesammelt hat, von Starck ist ein Werk über die  
britischen Meere erschienen. — Man läßt es sich jetzt von englischer  
Seite eifrig angelegen sein, so viele buddhistische Schriften als  
möglich in China zu sammeln, weil die Gefahr vorhanden ist, daß der-  
selbe bald nicht mehr viele zu bekommen wird, und damit eine genauere  
Kenntniß der Lehre des Buddha zu erhalten. Der Zweck dieser Unter-  
suchung beschreiben unmöglich gemacht wird, indem die Reellen überall,  
wohin sie kommen, die bestehenden Bücher-Sammlungen, so viele die Bücher  
im Allgemeinen, deren sie habhaft werden können, vernichten.

— Der Verein für deutsche Reinsprache zählt jetzt 1250 Mitglieder an 220 Orten. Der Vorstand desselben, Dr. Brugger in Heidelberg, hat nun ein „Fremdwörterbuch für das deutsche Volk“ herausgegeben, darin 14,000 Fremdwörter durch gleichbedeutende deutsche Wörter ersetzt werden.

— Die Madrider Kunst-Ausstellung, die erste in Spanien, sollte am 1. Mai d. J. eröffnet werden, ist aber der Pariser Ausstellung wegen verschoben worden, wird jedoch jedenfalls noch im Laufe dieses Jahres stattfinden.

Ein ammentlicher Bildhauer Giffson, der sich schon mehrere Jahre in London aufhält, hat sich bereits vor langer Zeit verheiratet. Marmorstatuen zu schneiden, hat er aber weder das Genußgeheimnis noch das Talent, und so hat er sich an die Kunstgeschäfte wie mit dem Wesen der bildenden Kunst sowohl, als wieder sehr gute Gründe beibehalten. Interessant ist das Experiment jedenfalls. Giffson führt jetzt in dieser Weise eine Statue der Königin von England für das Parlaments-Palast in dieser Weise aus. Besonders reich ist der Schmuck in Gold und Karben bemalt.